

# Zwei Kriegsgefangenenlager dicht nebeneinander

Autor(en): **Junod, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **67 (1958)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975289>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mittelbare Kontakt zwischen Vorgesetzten und Untergebenen nicht mehr besteht. Auch der einfache Mann bleibt in den modernen Kämpfen oft auf sich selbst angewiesen. Er muss wissen, was er zu tun hat, um seine Pflicht zu erfüllen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass der schweizerische Soldat töten muss, wenn sein Land angegriffen wird; sein Land wie er selbst führen die Waffen in Notwehr und Notstand. Diesem Kampf aber sind jene Grenzen gesetzt, die der Staat durch Abschluss internationaler Konventionen sich selbst auferlegt hat. Gegenseitigkeit ist die stillschweigende Voraussetzung für das Kriegsrecht. All das muss unsere

Truppe wissen, und es ist höchste Zeit, dass auf diesem Gebiet in unserer Führer- und Truppenausbildung eine Lücke geschlossen wird.

Wenn wir dies tun, stärken wir unsern Abwehrwillen, weil wir Einsicht und Gewissen des Soldaten schärfen für das, was notwendig und erlaubt ist. Denn auch der moderne Krieg lässt der «Caritas inter arma» einen gewissen Raum. Es ist jener Bereich, zu dem sich die Regierung durch Abschluss internationaler Konventionen entschlossen hat. Die Treue gegenüber dem gegebenen Wort stellt auch auf diesem Gebiete die Grundlage dar für die Bewährung in schwierigster Krisenlage.

## ZWEI KRIEGSGEFANGENENLAGER DICHT NEBENEINANDER

Von Dr. Marcel Junod

*Die folgenden Seiten haben wir — wie wir das bereits im ersten Artikel dieses Heftes angekündigt haben — dem vom Europa Verlag Zürich herausgegebenen Buch «Kämpfer beidseits der Front» von Dr. Marcel Junod entnommen. Marcel Junod besuchte als Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz ein Lager mit kriegsgefangenen britischen Offizieren in Dössel bei Kassel und erhielt dabei Einsicht auch in ein Lager mit russischen Kriegsgefangenen, die nicht durch das Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen geschützt waren, da die Sowjetunion diese dritte Genfer Konvention nicht ratifiziert hatte. Kein Beispiel könnte den Wert der Genfer Abkommen besser illustrieren als die Erlebnisse, die Marcel Junod auf den Seiten 230 bis 242 beschreibt. Wir entnehmen diesen Seiten nachfolgend einige Abschnitte.*

Wir fahren durch eine hügelige, waldige Landschaft und erreichen dann Dössel. Unter einem grauen Himmel wird es Tag. Ein scharfer Wind bläst mir in den Nacken. Ich stülpe meinen Mantelkragen auf und klemme meine mit Dokumenten gefüllte Tasche fest unter den Arm. Einmal mehr überläuft mich ein Schauer beim Anblick der Eisentürme, auf denen behelmte Soldaten Wache halten. Beim geringsten Durcheinander würden ihre Maschinengewehre denjenigen niedermähen, den die Sehnsucht nach Freiheit dazu hinreissen würde, einen Ausbruch zu wagen. Ich fühle jene Empörung in mir aufsteigen, die mich jedesmal packt, wenn ich vor einem hinter Gitter gesteckten Tier stehe.

Die deutschen Offiziere werden geschäftig.

«In welcher Weise wollen Sie bei Ihrem Besuch vorgehen?»

Ich höre nicht auf sie. Mein Geist ist schon bei den Insassen des Lagers. Hinter diesen Drahtverhauen leben Menschen wie ich . . .

«Bitte, Herr Doktor», insistiert Major Breyer.

Ich muss meine offizielle Haltung wieder einnehmen.

«Jawohl, ich stehe zu Ihrer Verfügung.»

In diesem Augenblick kommt ein kleiner, sehr blonder Mann auf mich zu, streckt mir eine watte-weiße Hand hin und stellt sich vor. «Der Abwehr-offizier.» Das heisst im Lager: der Mann von der SS und der Gestapo. Er lächelt nie. Er sieht alles. Ein Wort von ihm ist eine unwiderrufliche Verurteilung. Seine Rapporte gehen direkt an die Politische Polizei.

Wir gehen am Lagereingang zwischen Backsteinhäusern hindurch, wo die Wache untergebracht ist. Die Schildwachen salutieren.

Die klassischen Holzbaracken dehnen sich über eine weite Fläche aus. Neunundzwanzig dienen als Unterkunft, zwei als Eßsäle und eine als Vortrags- und Versammlungslokal. Die Schuster- und die Schneiderwerkstatt folgen auf die drei Baracken, die für die Post und die Rotkreuz-Pakete reserviert sind. Hier leben zweitausendvierhundert britische Offiziere aus Kanada, England, Südafrika, Australien und Neuseeland sowie 473 Ordonnanzen.

Ein grosses Areal in der Mitte des Lagers dient als Sportplatz. Der aufgeweichte Boden ist mit Abfällen bestreut. Fussbälle, Cricketstöcke, Golfschlä-

ger, Boxhandschuhe zeigen an, dass die Young Men's Christian Association (der C. V. J. M.) schon vorbeigekommen war.

Wie ich die Türe zu der Baracke aufmache, in der die Vertrauensmänner versammelt sind, empfängt mich ein fröhliches «good morning!» Alle Offiziere haben sich erhoben, doch das Lächeln auf ihren Lippen erstirbt. Die Blicke gehen zum Abwehroffizier, der mir auf Schritt und Tritt nachfolgt. Ich drehe mich nach ihm um, im Gedanken, er werde mich nun verlassen. Aber nein... er scheint nicht verstehen zu wollen. Da schaue ich auf meine Uhr und ersuche ihn, in einer Stunde wiederzukommen. Der SS-Mann versteift sich:

«Ganz unmöglich. Ich muss auch an der Besprechung teilnehmen.»

«Mein Herr, ich glaube, das ist völlig unnötig. Was würden Sie denken, wenn unser Delegierter in England die Gegenwart eines britischen Offiziers duldet, wenn er mit den deutschen Gefangenen spricht?»

Der Abwehroffizier zögert. Die Engländer verfolgen den Match mit grossem Interesse. Plötzlich willigt der deutsche Offizier ein und merkt sich die Zeit:

«Na, gut.»

Er grüsst und macht kehrt.

Kaum ist die Türe hinter ihm ins Schloss gefallen, so umringen mich die Engländer. Der *Senior Officer*, Brigadegeneral Somerset, stellt sich vor.

«Das ist nun wirklich das erstemal, dass jemand diese neugierige Maus vor die Türe setzt», sagt er lachend zu mir.

Ich setze mich mit den Offizieren um den Tisch. Man bietet mir englische Zigaretten an, die ich in der Schweiz nicht auftreiben kann, und während einer Stunde können diese Männer frei mit mir reden.

An der Wand hängt, als eindrucksvolles Bild, die Genfer Konvention, in englischer Sprache gedruckt. Grammophonplatten und Bücher, die schön ausgerichtet auf einem Gestell stehen, bestätigen mir, dass ich mich in einem der «komfortabelsten» Lager Deutschlands befinde. Hilfsorganisationen aller Art, die den Gefangenen die Verbindung mit ihrem «home, sweet home» erleichtern, haben hier die Härten des Exils einigermassen gemildert...

Ein hartes Klopfen an der Türe. Der Abwehroffizier tritt, ohne zu warten, herein:

«Entschuldigen Sie. Die Stunde ist herum.»

«Stimmt», sage ich zu ihm mit einem Blick auf meine Uhr.

Die Vertrauensmänner machen sich bereit... Wir brechen alle zusammen mit dem «Abwehr» auf, um die Inspektionsrunde vorzunehmen.

Zwei Stunden lang gehen wir von Baracke zu Baracke, und Somerset macht Bemerkungen über das, was seiner Meinung nach Anlass zu Kritik bietet. Es scheint ihn gar nicht zu kümmern, dass Deutsche uns begleiten.

Die Baracken sind überfüllt, aber jeder Offizier hat zwei Decken und Betttücher. Es fehlt ihnen an Platz, um die persönliche Habe unterzubringen, denn Schränke sind selten; doch auf kleinen Oefen, die aus Backsteinen verfertigt wurden, siedet das Wasser für den Tee. Die Engländer beklagen sich über die deutsche Zensur, die gewisse Bücher untersagt; die Bibliothek aber enthält viertausend Bände...

In einem grossen, betonierten Saal mit Waschbecken und vier Badewannen tummeln sich grosse, ganz nackte Kerle lachend im Dampf eines herrlich warmen Wassers.

«Dreiundzwanzig Duschen für dreitausend Mann, das ist zu wenig», sagt der *Senior Officer* zu mir.

Endlich kommen wir zu den Baracken, die für die Verteilung der britischen Rotkreuz-Pakete hergerichtet wurden. Jeder Mann bekommt eines pro Woche, was einen Zusatz von fünf Kilo Lebensmitteln ausmacht: Fleisch, Käse, Zucker, Zwieback, Konfitüre...

«Wir haben achtzehntausend Pakete in Reserve», sagt Somerset mit voller Befriedigung.

«Und was Kleider betrifft?»

«Da besteht eine Schwierigkeit. Der Lagerkommandant will sie uns nach seinem Gutdünken verabreichen; das ist unzulässig, denn die Sachen sind unser Eigentum.»

Nach kurzer Diskussion kommt man überein, dass es von nun an zwei Schlüssel zu diesen Baracken geben soll: einen für den verantwortlichen deutschen Offizier, den andern für den Brigadegeneral.

Beim Verlassen des Lagers, um 2 Uhr nachmittags, lässt mich ein seltsamer Anblick plötzlich all die beruhigenden Eindrücke vergessen, die ich aus diesem britischen Oflag mitnehme. Eine lange Reihe gebeugter, erschöpfter, jämmerlicher Gestalten schleppt sich auf der Strasse dahin... Sie sehen weniger nach Gefangenen aus als nach Sklaven mit von unsichtbaren Ketten beschwerten Gliedern. Einige tragen zerrissene, grünliche Mäntel, die ihnen bis zu den Knöcheln reichen. Alle haben ihre nackten Füsse in Holzschuhen stecken oder unordentlich mit Tuchstreifen umwickelt. Was von ihren Uniformen übrig ist, erinnert an jene der Polen, aber ihre Stoffmützen mit dem kleinen Buckel und den über die Ohren herunterhängenden Kinnriemen sind mir unbekannt. Auf meinen fragenden Blick antwortet Breyer:

«Russen.»

Beim Aussprechen dieses Wortes wird der Mund der deutschen Offiziere hart, fast hasserfüllt.

Langsam gehen die Männer auf ihr Lager zu, das nur durch eine doppelte Stacheldrahthecke von dem der Engländer getrennt ist. Der «Feldwebel» brüllt kurze Befehle, die von den Dolmetschern wiederholt werden. Diese gutturalen Kommandorufe klingen wie Schimpfwörter.

Unvermittelt wende ich mich an Breyer:

«Kann ich dieses Lager besuchen?»

Staunen über ein solches Verlangen, Argwohn wegen des Mitleids, das es veranlasst haben könnte, Entrüstung, zu sehen, dass ich die deutschen Soldaten vergesse, die sich nach Sibirien schleppen... Das geht alles in wenigen Sekunden über sein Gesicht hinweg.

«Sie wissen doch gut genug, dass die Sowjets die Konvention nicht unterzeichnet haben!»

«Gewiss, ich weiss, aber es würde mich interessieren, die Russen aus der Nähe zu sehen.»

«Ja», sagt der andere zögernd, «wir haben zwar strenge Befehle, verstehen Sie... Uebrigens sollten Sie ja auf dem laufenden sein. Solange die Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz nicht zugelassen werden, unsere Leute in Russland zu besuchen, können wir ihnen auch keinen Einlass in Russenlager gewähren.»

«Ich weiss schon, es würde sich natürlich um einen inoffiziellen, ganz persönlichen Besuch handeln; ohne Rapport und ohne Photos.»

Breyer ist verblüfft. Unser Zug fährt erst in zwei Stunden. Wie kann er es verweigern, unsere Zeit auf diese Art zu verbringen?

«Also gut, gehen wir hinein, wenn Sie wollen.»

Er redet leise mit einem Offizier, der sich sogleich zu den Schildwachen begibt.

Links vom Lagereingang gehen die Männer in Einerkolonne an einem Bretterverschlag vorbei: es ist die Küche. Zwei grosse, dampfende Kochkessel stehen darin. Jeder Gefangene hält irgendeinen Behälter hin, einer eine Schüssel, ein anderer eine alte Konservendose, ein dritter eine beschädigte Tonschale. Der Mann von der Fassmannschaft schöpft mit einer Suppenkelle automatisch aus, und in der Hast wird manchmal ein Teil der Flüssigkeit auf den Boden verschüttet. Einer macht einen zaghaften Versuch, seine ganze Ration zu bekommen. Eine brutale Handbewegung nimmt ihm den Mut.

«Der Nächste... der Nächste...»

Ich trete näher, um besser zu sehen. Diese Suppe besteht aus klarem Wasser; ein paar Rüben, ein paar Kartoffeln und einige wenige Stücke nervigen Fleisches schwimmen darin.

Verschiedene dieser ausgehungerten Männer warten nicht zu mit Essen, bis sie ihre Baracke erreicht haben. Im Vorwärtsschwanken führen sie ihr Essgerät an den Mund und leeren es in einem Zug. Sie verbrennen sich die Lippen, ihr Hunger aber bleibt ungestillt. Sie stolpern in ihrem zu weiten Schuhwerk und lassen sich in den Schmutz fallen. Einige bewegen sich nicht mehr. Andere werden von ihren Kameraden wieder aufgerichtet.

Um den Weg für uns freizumachen, schlägt der «Feldwebel» mit seiner Reitpeitsche auf die gekrümmten Rücken. Mein Herz klopft schneller. Ich möchte aber nicht, dass die Deutschen von meinem Gesicht ablesen können, was ich fühle. Ich gebe mir Mühe, kaltblütig zu bleiben.

Die Menschensklaven richten den Blick flüchtig auf mich und senken ihn gleich wieder. Ich versuche, in diesen verstörten Gesichtern, die unempfindlich sind gegen die auf sie herabsausenden Prügel, zu lesen. Was geht in diesen östlichen Seelen vor...? Auflehnung? Fatalismus? Ich spüre, dass sie am Ende sind... Nur eins ist ihnen wichtig: sich hinlegen und schlafen, schlafen, schlafen...

Ich kann nicht anders, ich muss ihre Lebensbedingungen mit denen des benachbarten Lagers vergleichen. «Wir haben nur dreiundzwanzig Duschen für dreitausend Mann...» hatte der *Senior Officer* zu mir gesagt. Hier gibt es lediglich einige Kaltwasserhähnen im Freien. Keine Briefe, keine Pakete, nicht einmal Zigaretten... Auch nicht das geringste Echo von ihren fernen Heimen.

In den Baracken schlafen die Leute direkt auf dem Bretterboden. Sie haben zwei Decken, aber weder Stroh noch Strohsäcke, und der Ofen ist kalt...

In der Krankenabteilung liegen ein paar Totkranke auf primitiven Bettstellen. Die Blicke sind schon abwesend. Einer ist bewusstlos.

«Heute abend wird er nackt sein wie ein Wurm», sagt der «Feldwebel» zu mir. «Sobald sie krepirt sind, stürzen sich die andern auf sie und reissen ihnen alles ab, was sie besitzen. Dann, wenn sie sie abgezogen haben, kommen sie zu mir und sagen: «Kamerad... kaput...!»

Mit Verständnis heischender Miene fügt er bei:

«Manchmal warten sie auch nicht so lang... Tiere sind es, wissen Sie.»

Ich schweige. Aber ich gehe mit zugeschnürter Kehle von hier fort...

Im Zug, der mich nach Berlin zurückbringt, kann ich die grauenvolle Vision dieser entwürdigten Menschen nicht aus dem Gedächtnis verdrängen.

Vom Oflag der britischen Offiziere sind es nur einige Meter bis zum Lager der Russen... Zwischen diesen beiden Extremen, so stelle ich es mir vor, liegt je nach der Strenge oder der Vorzugstellung ihrer Lager oder ihrer Kommandos das Los aller Gefangenen. Der Gegensatz ist aber hier so erschütternd, weil er auf die selbe Zeit und den selben Ort beschränkt ist, und unter dem Gesetz des selben Siegers steht.

Wie kann das Wort «Gefangener» auf so verschiedene Behandlungen angewendet werden?

*Im britischen Lager hängt die Genfer Konvention an der Wand; alle kennen sie; die Gefangenenwärter respektieren sie. In den Baracken der Russen sind die Wände leer.*

Auf der einen Seite die Achtung vor dem Gefangenen, die ruhige, bestimmte Diskussion. Auf der andern Seite die Peitsche, die auf verschundene Rücken niederfällt.

In der Müdigkeit und im Halbschlaf dieser Nacht in der Eisenbahn beginnen die Bilder sich zu vermengen... Gesunde, sportgestählte Körper, die sich

schütteln im Dampf der Duschen . . . Nach hinten über gebeugte Gesichter, die aus zerbeulten Essnapfen eine magere Suppe hinunterschlucken. Hier der dampfende Tee auf zusammengebastelten Heizkörpern, dort die erloschenen Oefen und die feuchte Kälte, die durch die Ritzen in den Bretterwänden eindringt . . .

*Marcel Junod sucht nach diesem Erlebnis das Oberkommando der Wehrmacht auf. Es geht ihm darum, diese Sklavenbude ihrem unmenschlichen Schicksal zu entreissen. Er schreibt darüber:*

Diesmal habe ich mit Breyers Vorgesetztem, mit General Reinicke, zu tun. Es ist das zweite Mal, dass ich mit diesem Offizier spreche, dem obersten Chef über die Gefangenenlager nach Keitel und dem Führer.

«Herr General, ich komme eben von Dössel zurück. Ich glaube, dass der Zwischenfall im britischen Lager erledigt ist.» Reinicke stimmt bei. «Ich möchte aber vom angrenzenden Lager sprechen.»

«Ach, die Russen . . .»

«Jawohl, ihre Lage ist grauenhaft.»

Reinicke ist ein Berufsoffizier, zu dem ich ziemlich offen reden kann. Er ist durchaus auf dem laufenden über das, was geschieht.

«Ich weiss, Herr Doktor, aber zwei Dinge darf man nicht vergessen. Erstens haben wir fünf bis sechs Millionen Kriegsgefangene unterzubringen, wovon drei oder vier Millionen Russen; zweitens sind Tausende von Familien ohne Nachricht von ihren an der Ostfront vermissten Soldaten. Nach und nach verwandelt sich ihre Angst in Hass. So lange Sie nicht erreichen, dass die Russen die Genfer Konvention unseren Leuten in Russland gegenüber zur Anwendung bringen, so lange können wir

sie nicht auf die Russen anwenden, die in unseren Händen sind.»

Immer diese «Gabe und Gegengabe» . . . Dieses Problem der Gegenseitigkeit, auf das ich jedesmal wieder stosse. Dennoch versuche ich, darüber hinauszukommen.

«Ich kenne das alles, Herr General. Ich habe selbst einen Teil der diese Frage betreffenden Verhandlungen mit den russischen Diplomaten in Ankara geführt. Anfangs schien es, als wären die Sowjets entschlossen, die Genfer Konvention teilweise anzuwenden. Leider waren sie seit acht Monaten vollkommenes Schweigen über diese Angelegenheit, und wir kennen den Grund dazu nicht. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf kann es aber nicht dabei bewenden lassen. Wir möchten von der Reichsregierung die Erlaubnis bekommen, den russischen Gefangenen in Deutschland helfen zu können, auch wenn eine Gegenseitigkeit unmöglich ist; und wir erachten es als unsere Pflicht, Ihnen heute diese Frage zu stellen.»

Reinicke überlegt gründlich. Um ihn herum verharren alle seine Offiziere in starrer Reglosigkeit. Auf dem Gesicht der einen kann man Zustimmung lesen, auf dem der andern eisige Zurückhaltung, Missbilligung meiner Kühnheit.

Nach langem Schweigen sagt Reinicke:

«Ich persönlich habe nichts einzuwenden, und ich glaube, Marschall Keitel denkt wie ich, doch diese Frage ist so wichtig, dass nur der Führer dafür zuständig ist. Wir werden Ihnen in einiger Zeit Antwort geben.»

Die Antwort ist nie gekommen, weder von der einen noch von der andern Seite.

## EINIGE ZAHLEN

Während des Zweiten Weltkrieges unterhielt das Internationale Komitee vom Roten Kreuz 76 Auslandsdelegationen, deren 340 Delegierte *elftausend Inspektionsbesuche in Lagern* von militärischen oder politischen Gefangenen vornahmen. Es verteilte 36 Millionen Pakete im Wert von 3,5 Milliarden Schweizer Franken und einem Gewicht von fünfhunderttausend Tonnen an drei Millionen Kriegs- und Zivilgefangene. Zusammen mit der Liga der Rotkreuzgesellschaften gründete es eine gemischte Hilfskommission, um den notleidenden Zivilbevölkerungen Hilfe zu bringen, an die diese Kommission Hilfsgüter im Werte von 500 Millionen Schweizer Franken verteilte.

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges hat das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in zwölf Ländern die zivilen oder militärischen Gefangenen, die infolge von politischen Konflikten oder inneren Wirren in Gefangenschaft geraten waren, in rund 800 Lagern, Gefängnissen und Spitälern besucht.

Ferner hat es mehrere Hunderttausende von Familien, die der Krieg in die verschiedensten Länder zerstreut hatte, wieder vereinigt, Kriegsinvaliden in 36 Ländern geholfen sowie in rund fünfzig Ländern, die von Katastrophen, Krieg oder politischen Unruhen heimgesucht worden waren, Gaben im Gewicht von 115 000 Tonnen und einem Wert von 310 Millionen Schweizer Franken verteilt.

Ununterbrochen arbeitet es für die Vervollkommnung des internationalen Menschenrechtes, für das Verständnis und die Verbreitung der Genfer Konventionen. In jedem Konflikt übernimmt es die Aufgaben, die ihm durch diese Abkommen überbunden werden, setzt sich für deren getreuliche Anwendung ein und überprüft alle Klagen betreffend deren Verletzung. Es ergreift jede Initiative auf humanitärem Gebiet, die seiner Rolle einer neutralen und unabhängigen Institution entspricht.